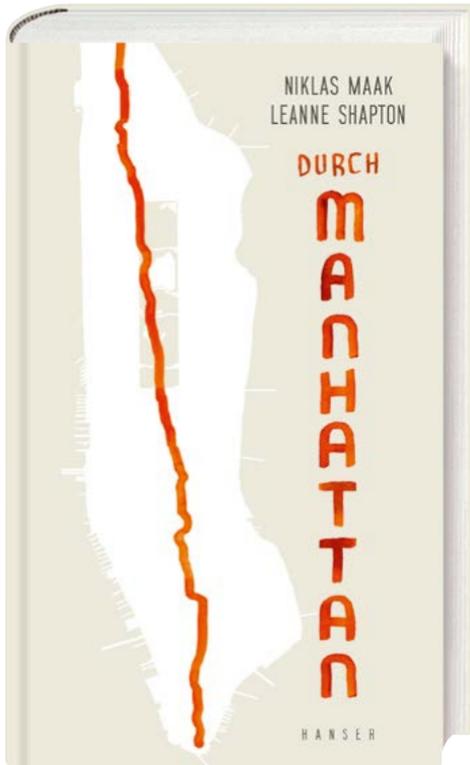


Leseprobe aus:

Leanne Shapton / Niklas Maak
Durch Manhattan



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



DURCH M

NIKLAS MAAK

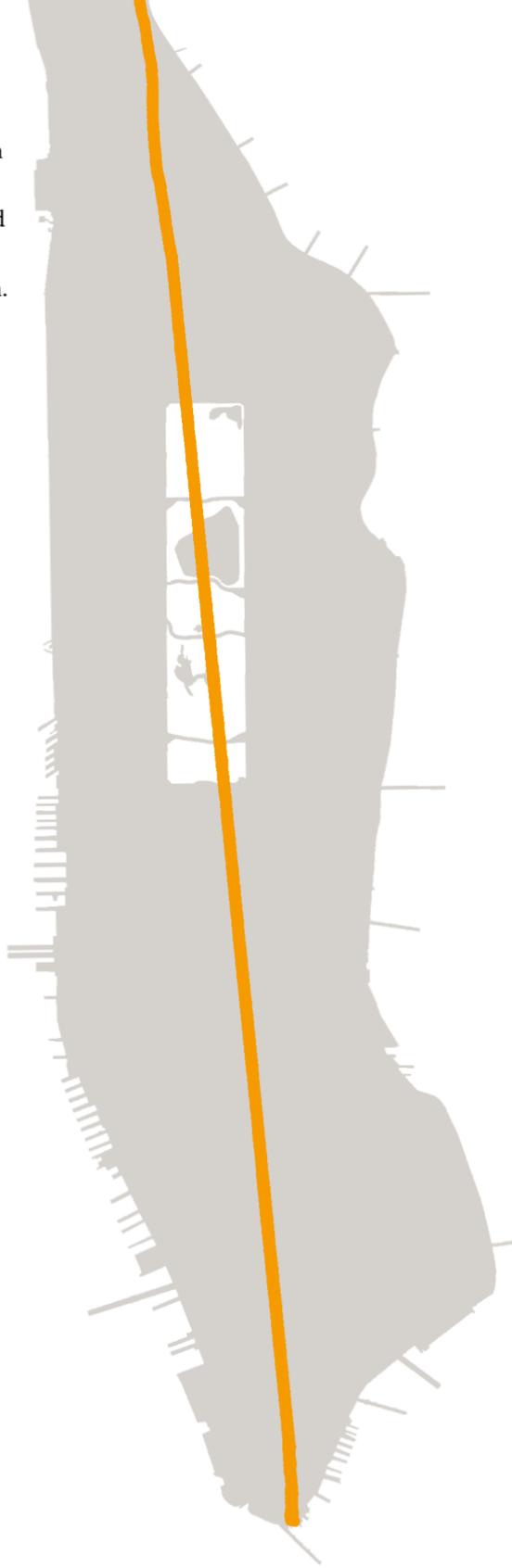
LEANNE SHAPTON

DURCH MANHATTAN

CARL HANSER VERLAG

MANHATTAN

Eine Frau, die ein Notizbuch und einen Aquarellkasten bei sich trägt, und ein Mann verabreden sich am Staten Island Ferry Terminal an der Südspitze von Manhattan und kaufen einen Stadtplan. Sie ziehen eine gerade Linie von der Südspitze bis zum oberen Ende der Insel und beschließen, ihr zu folgen.





STATEN ISLAND FERRY TERMINAL I

Wir fingen ganz unten an. Wir trafen uns am Staten Island Ferry Terminal. Wir hatten keinen genauen Plan, nur die Idee, das zu tun, was alle, die nach Manhattan kamen, seit Jahrhunderten taten: an der Südspitze ankommen und dann nach Norden gehen.

Wie erzählt man von einer Stadt – und was erzählt die Stadt, wenn man sie nicht nur nach Punkten absucht, an denen sich etwas Bedeutendes oder Bekanntes befinden soll; was findet man, wenn man nicht einfach Orte aufsucht, von denen man gehört hat, und so einem vorgezeichneten Weg folgt – sondern wenn man einfach losgeht, vom südlichsten Punkt der Insel bis zu ihrem nördlichen Ende, wenn man eine Linie zieht vom Staten Island Ferry Terminal nach oben und dann hinaufwandert entlang dieser Linie bis zur 220th Street, wo der Harlem River Manhattan von der Bronx trennt, entlang einer Linie, die keiner Regel, aber auch nicht dem Zufall folgt, sondern die Bewegung der Besiedlung Manhattans nachzeichnet?

Viele Städte haben ein geometrisches Prinzip, auf dem sie aufbauen, in Paris ist es der Kreis, in Manhattan eine Linie. Manhattan (was in der Sprache der Algonkin-Indianer »hügeliges Land« heißt) wurde entlang einer Linie vom Süden nach Norden besiedelt. 1524 erreichte der Italiener Giovanni da Verrazano die Südspitze, ab 1624 errichteten die Niederländer die Siedlung Nieuw

Amsterdam, und je voller es in der kleinen Hafenstadt wurde, desto weiter drangen die nachfolgenden Siedler und die zu Wohlstand gekommenen Pioniere zu den Felsen und Wäldern im Norden vor.

Was wird man finden, wenn man dieser Linie folgt, wenn man die Entwicklung der Stadt im Schnelldurchlauf in wenigen Tagen abläuft, so wie der Körper des Menschen in seiner Entwicklung die Evolution des Menschen vom embryonalen Fisch bis zum aufrecht gehenden Primaten noch einmal durchlebt; was passiert, wenn man die Konfusion der Dinge und Stimmen und Ereignisse und Formen und Gerüche und Geräusche und Oberflächen und Geschichten entlang einer Linie sortiert?

Fast alles, was unsere Zeit prägt, passiert in Manhattan oder bildet sich dort ab, von den Anschlägen des 11. September über die Finanzkrise bis zu den Migrationsströmen und den Demonstrationen der Globalisierungsgegner, von den Reden iranischer Politiker vor der UNO bis zu Donald Trump, von den Überwachungskameras an den Häusern bis zum veganen Essen an den Sandwichständen. Und die Überwachungskameras, die Kartons der Amazon-Lieferdienste, die Autos, die Demonstranten, die Blumenstände, die zugeteerten Löcher, die Liebespaare, die gelben Elektrotaxis, die Türsteher, die Friseurläden, der eisblaue Himmel, die Flugzeuge, die alten Backsteine, der Apple Store, die Schuhe, die Gehwegplatten, die Uber-Wagen, die chinesischen Handyläden, der Trump Tower, der Müll, die Geräusche, die

9:00

9:15

9:30

10:00

10:30

11:00

11:30

alten Holzhäuser und die neuen Türme, die Straßen und das nahe Meer, der am Trinity Church Cemetery geparkte Sportwagen, die puertoricanischen Barkeeper, die jüdischen Immigranten in den Washington Heights, die chinesischen Elektroschrotthändler, die Millionäre in ihren Bentleys, die Angestellten in ihren Brooks-Anzügen und die Obdachlosen im Central Park, der Pakistani am Halal-Stand an der Wall Street, der arbeitslose Programmierer im Inwood Hill Park, all die Leute, die man, wenn es dunkel wird, an den Fenstern sieht: Was verraten einem die Menschen und die Dinge entlang dieser Linie, die einfachste Geste, das Rationale schlechthin und zugleich das Willkürlichste, über das Heute, welche Formen nimmt es an, in welchen Dingen zeigt sich unsere Gegenwart, und was ist das für eine Erzählung, die sich aus den Tausenden von Geschichten und Dingen entlang der Linie zusammenfügt?

STATEN ISLAND FERRY TERMINAL II

Das Erste, was man sieht, sind Möwen, die seitwärts durch einen sehr blauen, frischgewaschenen Himmel wehen. Der Wind kam vom nahen Meer und heulte durch die großen blauen Neonbuchstaben:

STATENISLANDFERRY.

Dahinter die an Stahlketten hängenden Landungsbrücken, die ins Nichts führen und auf Fähren warten. Eine Tafel zeigt die Abfahrtszeiten an: 9:15, 9:30, 10:00. Man sieht die Freiheitsstatue – die weißen Kräne hinter ihr scheinen

ihre Armbewegung nachzumachen, wie bei einer surrealen Tanzchoreografie: Die Arme der Industrie folgen der Freiheit.

Am Kiosk gibt es »Payday«-peanut-butter-Riegel, Kondome der Marke Trojan und Stadtpläne, von denen die meisten am Central Park, allerspätestens an der 143rd Street aufhören. Weiter kommt auch kaum ein Tourist.

Hinter den verregneten Scheiben sieht man Ellis Island, wo früher die Immigranten ankamen, eine Insel vor der Insel Manhattan, die durch Landauffüllungen ganz quadratisch geworden ist, ein Auffanglager, das seit 1892 wie ein aufgeklappter Aktenordner vor der Insel Manhattan liegt, mit Gebäuden, die halb wie ein Märchenschloss und halb wie ein Gefängnis aussahen. Wer auf Ellis Island ankam und von Bord ging, war in einem Niemandsland, nicht mehr in der Heimat und noch nicht in Amerika; Manhattan tauchte in Sichtweite auf wie eine Fata Morgana. Bis zu seiner Schließung 1954 kamen 16 Millionen Menschen durch diese Schleuse nach Amerika, die meisten waren Deutsche, etwa sechs Millionen. Aus Italien kamen fünf Millionen, aus Russland und aus der Ukraine dreieinhalb Millionen, aus Großbritannien fünf Millionen, aus Schweden eine Million Menschen – mehr als 6000 pro Tag, deutsche Liberale, die politisch verfolgt wurden, russische und ungarische Juden, die vor Pogromen flohen, Süditaliener, die nach Missernten hungerten. An manchen Tagen warteten 12 000 Menschen vor und auf der seltsamen rechteckigen Insel auf Einlass.

Man nannte die, die ankamen, nicht Flüchtlinge, sondern Auswanderer, ein Wort, das gelassener und souveräner klingt, beim »Auswanderer« denkt man nicht an jemanden, der vor etwas wegrennen muss, sondern an einen Wanderer, der ganz in Ruhe seinen Rucksack packt und sich pfeifend auf einen Ausflug macht und dann, einer Laune folgend, beschließt, nicht mehr zurückzukommen.

Ellis Island, schreibt der französische Schriftsteller Georges Perec, sei im Prinzip »nichts anderes als eine Fabrik zur Herstellung von Amerikanern« gewesen: »Auf das eine Ende des Fließbands stellt man einen Iren, einen ukrainischen Juden oder einen Italiener aus Apulien, und am anderen Ende kommt ein Amerikaner heraus.« Was nicht immer der Fall war: 250 000 Menschen wurden auf Ellis Island abgelehnt, es gab 3000 Selbstmorde.

Im Inneren der großen Ankunftshalle ein blauer, zwölfmal wiederholter Schriftzug: PHONE.

Es gibt ein Dutzend öffentliche Fernsprecher in der Ankunftshalle, »4 minutes worldwide for 1 Dollar«. Sie stehen dort, während Hunderte von e-mailenden, whatsappenden, twitternden, mit dem Daumen übers Display rasenden New Yorkern achtlos an ihnen vorbeieilen, als stünden hier Verwandte der chinesischen Terrakotta-Armee: Zeugen einer vergangenen Zeit.

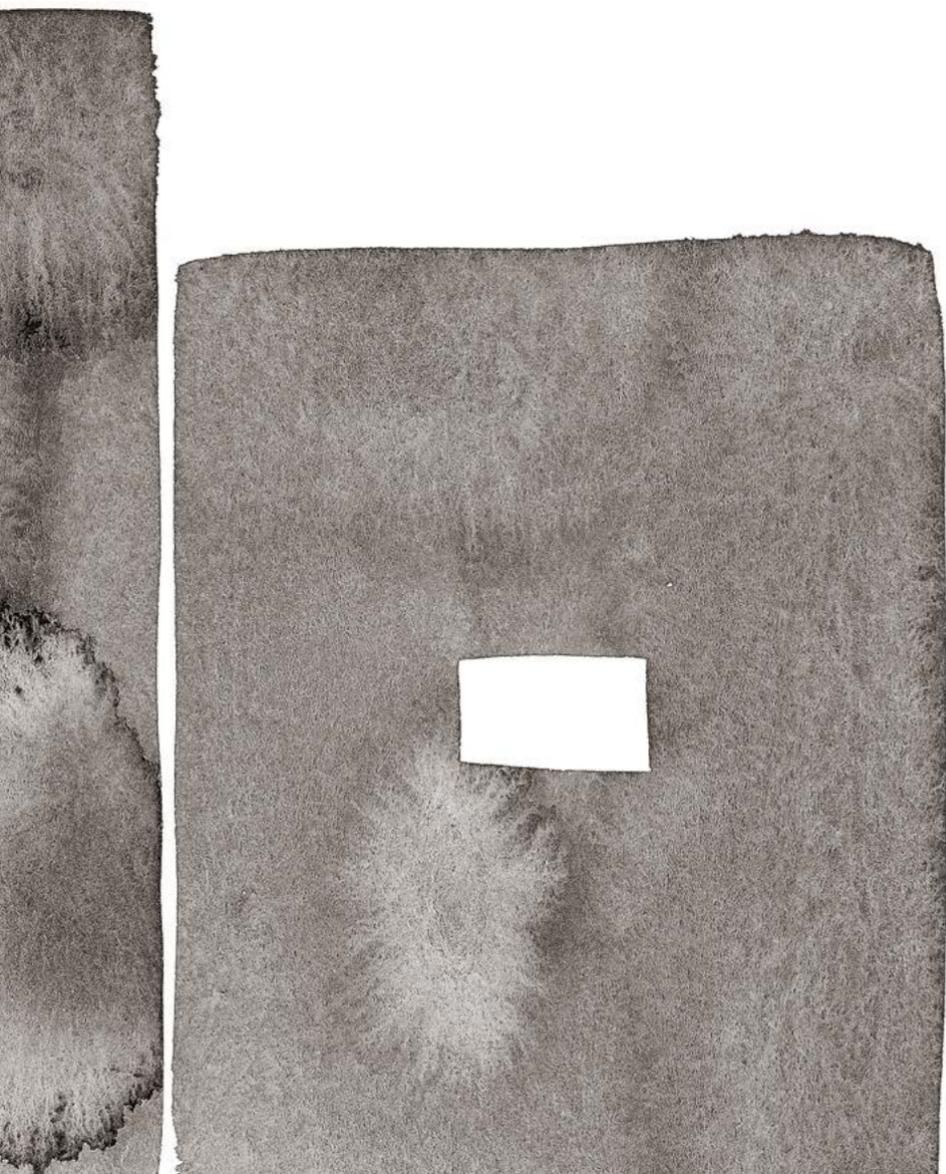
Es gibt immer noch öffentliche Fernsprecher in Manhattan, oder wenigstens die Kabinen, während die Hörer hier und da schon abmontiert wurden. In Deutschland war es andersherum, erst

verfärbten sich die Zellen von einem gesunden Signalgelb zu einem kränklichen Magenta-Grau, dann verschwanden die Zellen ganz, und das an einer Stange befestigte Telefon blieb schutzlos, wie eine überraschte Person, der man die Kleider vom Leib gerissen hat, am Straßenrand stehen.

Die Telefonzellen am Ferry Terminal haben ihre glatten schwarzen Hörer noch, die nach kaltem Rauch riechen und oft eine unansehnliche weißliche Verfärbung dort tragen, wo man hineinspricht. Der Telefonarchäologe sieht die Kratzspuren am Metall, wo man die Centstücke schaben muss, damit sie nicht durchfallen.

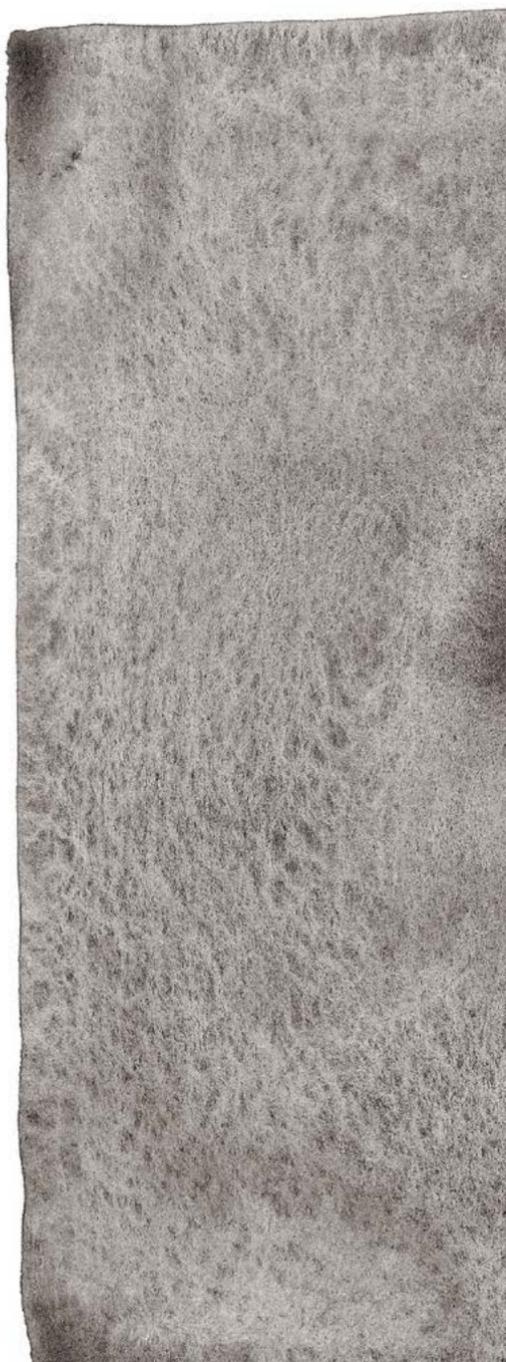
Wenn man an der Telefonkabine steht und die vorbeirauschenden Massen genau beobachtet, kann man zu dem Schluss kommen, dass bald vielleicht nicht nur die Telefonzelle, sondern auch das Telefonieren selbst zu einer aussterbenden Tätigkeit werden könnte – denn auch wenn fast jeder ein Smartphone hat, wird es immer seltener zum Sprechen genutzt.

Das meiste wird per SMS oder WhatsApp als getippte Kurznachricht erledigt – ausgerechnet das Mobiltelefon treibt das Ende der phonetischen Kommunikation voran, den Übergang von einer Kultur des gesprochenen Worts zu einer Kultur des geschriebenen Worts. Bald wird es Mobiltelefone geben, mit denen man gar nicht mehr telefonieren kann, und ans Telefonieren wird man sich erinnern wie an die Zeit, als man noch Eildepeschen und Telegramme verschickte.

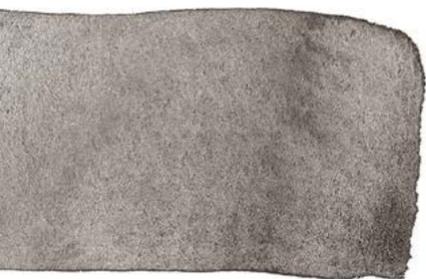
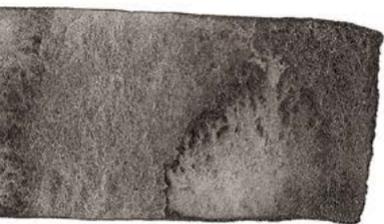


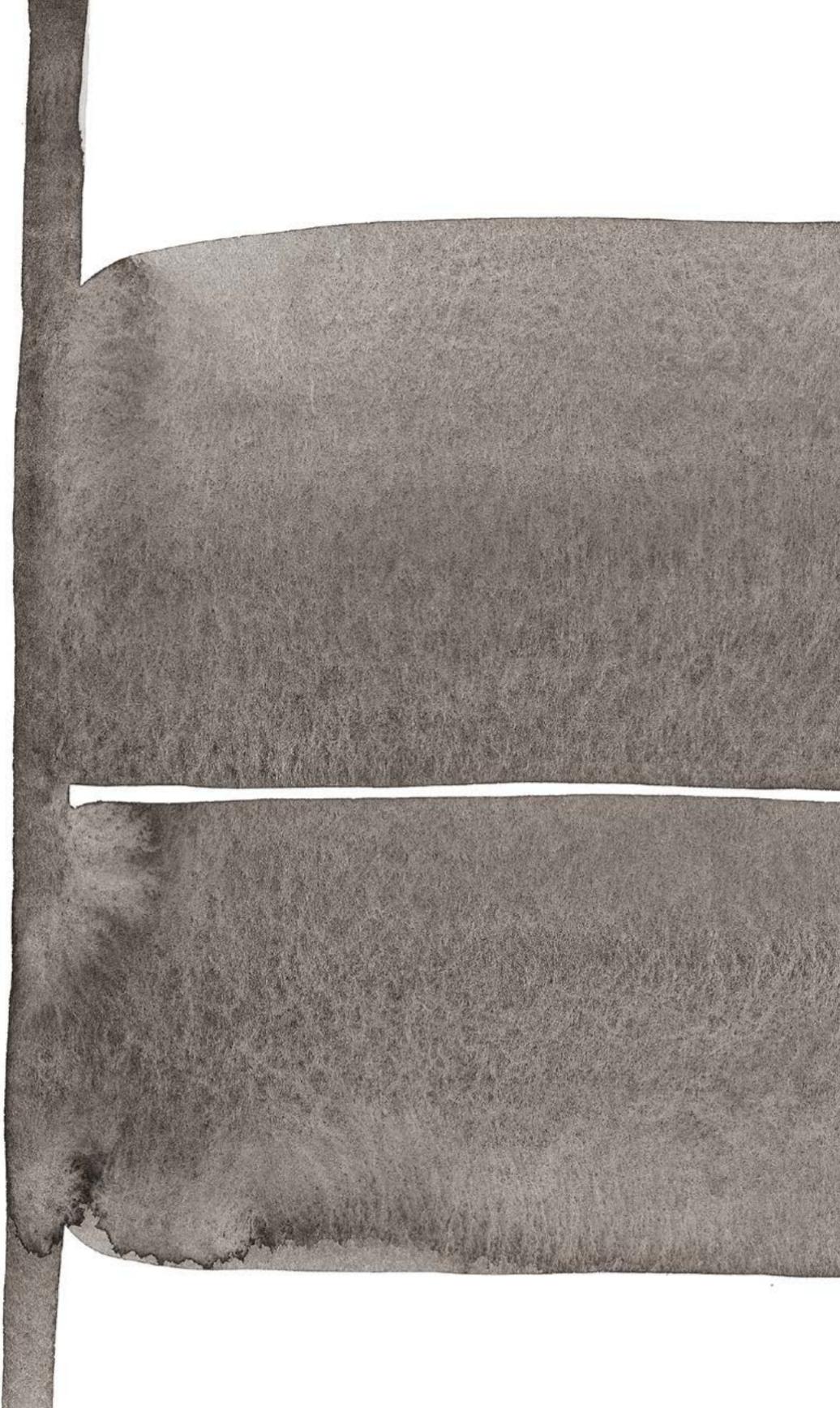
WHITEHALL STREET

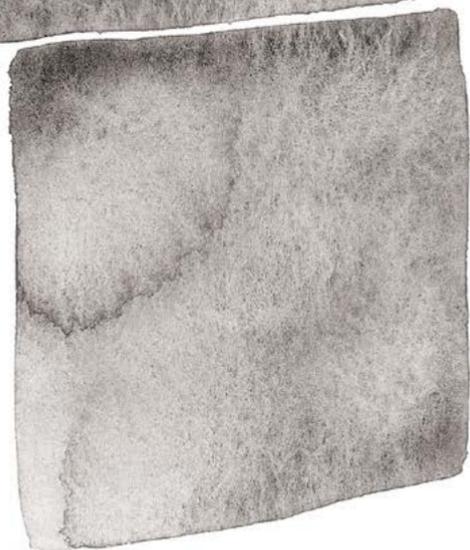
An den Häusern von Manhattan, auch an den teuren, werden selten aufwendige Metall- oder Messinghausnummern angeschraubt, wie es in Europa selbstverständlich wäre, sondern einfache Aufkleber mit schwarzen, kursiven Zahlen auf goldenem Grund in die Scheiben oberhalb der Eingangstür geklebt – ganz so, als erwarte man, dass sich die Nummerierung jederzeit ändern könnte.



446









WATER STREET

Die Ampeln hängen an Schnüren über der Straße. Wenn Wind vom Meer aufkommt, schaukeln sie heftig, wenn es stürmt, drehen sie sich so, dass keiner mehr weiß, wer jetzt Rot und wer Grün hat. Sie sind, auf ihre Weise, sehr *libertarian*: Wenn es darauf ankommt, wird der Staat einem keine Orientierung geben.

PEARL STREET I

Eine Plakette: Hier wurde 1633 die erste Kirche von Manhattan gebaut, eine Holzkirche außerhalb des Forts Amsterdam, das die kleine Kolonie mit Zedernpalisaden gegen Angreifer schützte. Im Fort befand sich das Haus des Gouverneurs, davor eine Mühle, deren Stein von Pferden bewegt wurde, und ein Lagerhaus für die Pelze, die die Pelzjäger aus dem Norden brachten. So fing alles an. Aus der Zeit stammt das Wappen der Stadt New York, in dem die Gründe ihres Reichtums zu sehen sind: Windmühlen, Mehlfässer, Biber, ein friedlicher Siedler und ein friedlicher Indianer. Nicht im Wappen zu sehen und nicht auf der Plakette erwähnt sind die Afrikaner, von denen Reverend Bogardus berichtet, die über den Atlantik nach Fort Amsterdam verschleppt wurden und die Kirche bauen mussten.

Das Haus an der Ecke kennt jeder, und jeder Tourist, der mit der Fähre ankommt, muss hier hinein. Das Haus wurde 1719 von dem Hugenotten Etienne de Lancey gebaut, der die gelben Backsteine aus Holland importieren ließ; es war, so gesehen, das erste globalisierte Gebäude Amerikas. Seine Erben verkauften es an Samuel Fraunces, einen in der Karibik geborenen Restaurantbetreiber, der in dem ehemaligen Wohnhaus 1763 »Fraunces Tavern« eröffnete und die Idee des Catering – abgepacktes Essen, das nach Hause geliefert wurde – nach New York brachte. Die Taverne gibt es noch heute; sie ist die älteste von New York. Wenn die Touristen die Geschichten vom Erfindungsreichtum und der Geschäftstüchtigkeit von Fraunces aus der Karibik und seinen zahlreichen Kindern erzählt bekommen, mögen sie ihn, und die Touristenführer freuen sich und erzählen ihnen tunlichst nicht, dass derselbe Fraunces 1778 einen 14-jährigen Sklaven zum Verkauf anbot und auch sonst eine eher unangenehme Figur war.

PEARL STREET II

Überall liegen um diese Zeit am Morgen Tausende brauner Kartons herum, die aus den Delivery Vans auf die Straße getragen werden. Sie türmen sich zu einer kleinen Hochhausstadt aus Online-Retail-Paketen: ein Miniatur-Manhattan aus Kartons. Diese Kartonstadt wächst genauso schnell wie die Metropolen der Welt. Jeden Morgen entsteht für ein paar Stunden eine Hochhausstadt aus Kartons: Delivery City.

Der frühe Morgen, wenn die Sonne gerade aufgeht, ist die Stunde der Delivery Vans, der kleinen weißen Transporter, die all das in die Stadt fahren, was sie zum Überleben braucht.

Die weißen Kleintransporter kommen jeden Morgen. Ohne sie gäbe es keine Zeitungen und keine Blumen und kein Fleisch in den Läden und kein Amazon. Ihre Fahrer sind müde und genervt, sie fahren rückwärts gegen Mülltonnen, quetschen sich an anderen Transportern vorbei, fahren Schrammen und Dellen in ihre Autos, fahren Außenspiegel und Rückleuchten ab, nehmen den Begriff Stoßstange beim Wort, hupen, falls die Hupe nicht auch schon kaputtgefahren ist. Der Sitz eines Transporters ruht auf einem Federbein, damit die Schlaglöcher den Rücken nicht kaputtmachen – es sieht aus wie ein Schleudersitz. Sie fahren nicht zum Spaß, sie arbeiten, und so sehen ihre Kleintrans-

porter auch aus: wie geschundene Arbeitstiere mit Narben und Wunden, verrostet, zerbeult, wie Dinge, die in einen heftigen Meteoritenschauer geraten sind. Der weiße Kleintransporter ist ein Werkzeug: Er darf behandelt werden wie ein Hammer oder eine Kneifzange. Er ist das, was in der Mode der Blauermann oder die Jeans ist: Arbeitskleidung. Aber wie diese unverwüstliche Arbeitskleidung hat auch der unverwüstliche Transporter seinen eigenen Appeal – gerade in einer Zeit, in der bei normalen Autos schon kleinste Stoßstangenrempler unfreundlich teure Reparaturen nach sich ziehen und die Rentner am Ausgang der Waschstraße verbittert kleine Schrammen im Metalllack ihrer eierförmigen Vehikel bejammern.

Die japanische Theorie des Wabi-Sabi besagt, dass beschädigte, abgewetzte Dinge, denen man ihre Benutzung ansieht, in deren Oberflächen das Leben seine Spuren hinterlassen hat, wertvoller sind als unbenutzte, hochglänzende neue – weil sie beweisen, dass hier gelebt wurde. Auf dem weißen Kleintransporter bildet sich das ganze wüste, intensive Leben von Manhattan in Schrammen, Dellen, Gummiabschürfungen, Durchrostungen und Bekritzungen der Karosserie ab wie das Leben einer Stadt auf einem Gemälde von Cy Twombly.

BEAVER STREET

Marcia P. ging zum ersten Mal mit ihrem Vater ins Delmonico's. Das war 1977, und sie war 14. Ihr Vater erzählte ihr, dass in diesem Restaurant schon Mark Twain seinen Geburtstag gefeiert hatte. Wenig später starb ihr Vater. Als sie 21 war, führte sie ein Mann namens Tom hierher. Er hielt ihr die dunkle hölzerne Tür zwischen den marmorierten korinthischen Säulen auf, erzählte ihr, dass diese Säulen extra aus Pompeji nach Amerika verschifft worden waren und dass das Delmonico's das Lieblingsrestaurant von Charles Dickens und Oscar Wilde gewesen sei. Später begann sie an der Wall Street zu arbeiten und heiratete Tom, der einen Handel für Baustoffe eröffnete. Sie gingen an den Wochenenden ins Delmonico's, und seit er sie wegen einer neuen puertoricanischen Bekanntschaft verließ, geht sie allein ins Delmonico's und isst dort Eggs Benedict und steht nach dem Frühstück vor der Tür und raucht, ganz so, als sei das hier ihr Laden und sie warte draußen, um ein paar Stammkunden zu begrüßen.

WILLIAM STREET

An der William Street, neben einem Hydranten, im absoluten Halteverbot, sitzt ein Mann – helmartige, noch föhnfeuchte Frisur, grauer Flanellanzug, Manschettenknöpfe – in einem neuen Porsche 911. Unter den Scheibenwischern hängen mehrere orange Straftzettel, jeder kostet 65 Dollar. Der Mann beobachtet ein Café.

Innen, am Fenster des Cafés, sitzt eine Frau mit einer turbulenten Hochsteckfrisur und schaut von Zeit zu Zeit von ihrem Mobiltelefon auf und blinzelt nach draußen. Sie trägt einen mattbraunen Lippenstift. Man weiß nicht, ob die Frau wartet, dass der Mann den Motor abstellt und ins Café kommt. Man weiß nicht, ob der Mann die Frau beobachtet und wartet, bis sie herauskommt. Der Mann hält in der rechten Hand einen *Coffee to go*. Er versucht, den linken Arm ins geöffnete Seitenfenster zu legen und gleichzeitig in der linken Hand sein Mobiltelefon zu halten, was aber misslingt. Er stellt den Kaffee auf das Armaturenbrett; der heiße Dampf lässt die Scheibe auf der Fahrerseite beschlagen.

Hinten auf der Motorhaube des Sportwagens, über dem roten Band der Rückleuchten, steht in selbstbewussten Versalien die Modellbezeichnung 911. Der Ort der Anschläge von 9/11 ist gerade mal ein paar hundert Meter von hier entfernt.

I love my 911: Es ist erstaunlich, wie sich einige Namen halten, wie robust sie ihre Bedeutung und ihr positives Versprechen gegen das Schicksal und dunklere Bedeutungen verteidigen.

27

27

W

A S

INE

STING